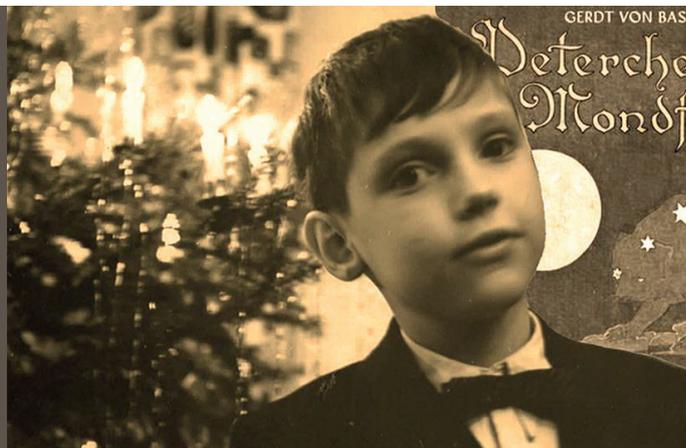


Gibt es ihn?

von Guenter G. Rodewald

GEDÄCHTNISÜBUNGEN



Erinnern kann ich mich nicht, welches Alter ich hatte, als sich die ersten Zweifel an der Existenz des Weihnachtsmannes in meinem kindlichen Bewusstsein anfangen einzunisten. Auch nicht, wer es verursacht haben könnte, dass ich am Ende damit die vielleicht erste einschneidende Enttäuschung meiner Kindheit erleben musste. Ich hatte doch gar nichts gegen diesen Herrn! Er hatte es immer gut mit mir gemeint, war mit mir immer recht großzügig umgegangen.

Aber irgendwer streute damals das Gerücht aus, es gäbe ihn nicht mehr. Entweder wollte diese Person es provokativ für sich selbst herausbekommen, was wahr sein könnte an diesem Gemunkel oder auch, um den kleineren Bruder oder den Spielkameraden zu quälen, indem man versuchte, ihm die Illusion zu rauben, dass die Wünsche von jenem gütigen Mann mit seinem langen Rauschebart und der mächtigen Bassstimme erfüllt wurden.

Natürlich war damit diesem wichtigsten Fest des Jahres eine gewisse Faszination genommen, musste man sich doch ab jetzt nicht mit einer einzigen Person gutstellen, die einen während des ganzen Jahres in Ruhe ließ. Die höchstens mal während der Adventszeit von den Eltern als Drohhopanz ins Spiel gebracht wurde, dass gewisse Weihnachtswünsche nur bei Erfüllung guten Betragens erfüllt würden. Diese Verwarnungen, gepaart mit elterlich-autoritärem Druck, prallten jedoch bis dahin eher an mir ab, denn jener weicherzige Herr in seinem kaminroten Gewand hatte mich am Ende nur selten und wenn doch, nur leicht enttäuscht.

Aber ich verbinde mit diesem Hochfest noch weitere schöne Erinnerungen. Zu denen gehören die traditionellen und mit Aufregung erwarteten Besuche des Weihnachtsmärchens im Theater am Goetheplatz, die für den Nachmittag des Heiligabends vor der Bescherung angesagt waren. Szenen und Bilder aus den Aufführungen von Wilhelm Hauffs „Zwerg Nase“ (1954) und „Der kleine Muck“ (1955) oder von Adalbert Stifters „Der kristallene Berg“ (1956) habe ich heute noch plastisch vor Augen. Das letzte, das ich mit meiner älteren Schwester und unserem Vater besuchte, war 1960 Gerdt von Bassewitz' „Peterchens Mondfahrt“. Kurios genug, dass ich Jahre später als Statist im gleichen Stück

auf derselben Bühne in gut 50 Aufführungen mitspielen durfte: als Eisbär, auf dem Peterchen ritt.

Aber erzählen wollte ich doch eine ganz andere Geschichte. Anfang der 90er Jahre muss es gewesen sein. Bei einem Heimatbesuch über die Feiertage erreichte uns der Hilferuf von zwei befreundeten Familien. Ihre mit fünf Jahren gleichaltrigen Söhne waren im Kindergarten in einen handfesten Streit geraten, ob es denn einen Weihnachtsmann gäbe oder eben nicht.

Beiden Elternpaaren war es offensichtlich wichtig, den Glauben an die Existenz des Generalverantwortlichen für die Geschenke noch ein weiteres, zumindest noch dieses eine Mal am Leben zu lassen. So fragten sie mich, wohl sicher, dass meine bisweilen in Erscheinung getretene Begabung für schauspielerische Einlagen, gut geeignet sein könnte, den Jungs noch einmal zum rechten Glauben zu verhelfen, respektive dem zweifelnden der beiden seinen zu bewahren. Ich sagte gerne zu, konnte es doch kein Problem in dieser Zeit bedeuten, das entsprechende Outfit für einen glaubwürdigen Auftritt zu besorgen. Das jedoch war ein grundsätzlicher Irrtum, denn das Einzige, was wir noch aufreiben konnten, war ein langer Rauschebart in einem unkonventionellen Silbergrau. Als Kopfbedeckung diente ein mit Pelz eingefasster Trapperhut. Und statt des roten Mantels ein stark nach Mottenpulver riechender Pelzmantel.

Mein Auftritt in beiden Häusern muss sehr überzeugend gewirkt haben, denn beide Jungen sollen in ihrem Kindergarten nach den Weihnachtsferien vehement die Existenz vom Weihnachtsmann verteidigt haben, konnten sie doch mit authentischem Fotomaterial beweisen, dass sie beide nacheinander am Heiligabend von ihm Besuch bekommen hatten und reich beschenkt worden seien.

Wenn ich mir heute die nach wie vor spektakulären Fotos von meinem damaligen Auftritt bei den Freunden am Peterswerder und am Sielwall ansehe, kann ich es nicht vermeiden, dass ich auch wieder beginne, an den Weihnachtsmann zu glauben. Und statt eines Weihnachtsmärchens sehe ich mir dann das hundertste Mal im Fernsehen „Der kleine Lord“ mit Alec Guinness und Ricky Schroder an.